

dtv

Lord Henry Wotton, ein geistreich-zynischer Dandy, verführt den unverdorbenen, bildschönen Jüngling Dorian Gray dazu, sich ganz der sinnlichen Lust und dem Vergnügen hinzugeben. Vor seinem gemalten Porträt äußert Dorian einen »wahnsinnigen Wunsch«: Das Bildnis möge altern, er selbst aber ewig jung, schön und genußfähig bleiben. Dorian beginnt ein wildes, ausschweifendes Leben und verliert in seinen exzentrischen Abenteuern die letzten moralischen Hemmungen ...

In seinem einzigen Roman gestaltete Oscar Wilde den scheiternden Versuch eines Lebens als Kunstwerk, die dramatische Beziehung zwischen Schönheit und Sittlichkeit.

Oscar Wilde wurde am 16. Oktober 1854 in Dublin als Sohn eines Arztes und einer Dichterin geboren. Er studierte mit glänzendem Erfolg in Dublin und Oxford. Einige Jahre arbeitete er als Rezensent für verschiedene Wochenblätter und wurde Herausgeber einer Frauenzeitschrift. Seinen Ruhm begründete Wilde mit der erfolgreichen Märchensammlung ›Der glückliche Prinz und andere Erzählungen‹ (1888) und dem ›Bildnis des Dorian Gray‹ (1891). Auf dem Höhepunkt seiner Karriere wurde er 1895 wegen homosexueller Praktiken zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt und aus der Gesellschaft ausgestoßen. Der Schriftsteller starb am 30. November 1900 in Paris.

OSCAR WILDE

DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY

Roman

Aus dem Englischen übersetzt
von Siegfried Schmitz

Mit einem Kommentar und einer Zeittafel
von Friedmar Apel



Deutscher Taschenbuch Verlag

Weitere Bände dieser Reihe:
Das große Gänsehaut-Lesebuch (14070)
Bram Stoker: Dracula (14071)
H. G. Wells: Die Insel des Dr. Moreau (14073)
Gustav Meyrink: Der Golem (14074)
Leo Perutz: Nachts unter der steinernen Brücke (14075)

Titel der Originalausgabe
The Picture of Dorian Gray
London 1891

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Neuausgabe 2012
Veröffentlicht 1981 im
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2012 Bibliographisches Institut GmbH,
Artemis & Winkler Verlag, Mannheim
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14072-0

Die Vorrede

Der Künstler ist der Schöpfer schöner Dinge.

Kunst zu offenbaren und den Künstler zu verbergen ist das Ziel der Kunst.

Kritiker ist, wer seinen Eindruck von schönen Dingen in einen anderen Stil oder in ein neues Material übertragen kann.

Die höchste wie die niedrigste Form der Kritik ist eine Art Autobiographie.

Wer häßliche Absichten in schönen Dingen entdeckt, ist verdorben, ohne liebenswürdig zu sein. Das ist ein Fehler.

Wer schöne Absichten in schönen Dingen entdeckt, ist kultiviert. Für ihn besteht Hoffnung.

Das sind die Auserwählten, für die schöne Dinge nichts als Schönheit bedeuten.

So etwas wie ein moralisches oder ein unmoralisches Buch gibt es nicht. Bücher sind entweder gut oder schlecht geschrieben. Das ist alles.

Die Abneigung des neunzehnten Jahrhunderts gegen den Realismus ist die Wut Calibans, der sein Gesicht in einem Spiegel erblickt.

Die Abneigung des neunzehnten Jahrhunderts gegen die Romantik ist die Wut Calibans, der sein Gesicht nicht im Spiegel erblickt.

Das moralische Leben des Menschen gehört zum Thema des Künstlers, doch die Moral der Kunst besteht im vollkommenen Gebrauch eines unvollkommenen Mittels.

Kein Künstler hat den Wunsch, irgend etwas zu beweisen. Selbst Wahres kann bewiesen werden.

Kein Künstler hat ethische Neigungen. Eine ethische Neigung ist bei einem Künstler eine unverzeihliche Stilmanier.

Kein Künstler ist jemals morbide. Der Künstler kann alles ausdrücken.

Denken und Sprache sind für den Künstler Werkzeuge einer Kunst.

Laster und Tugend sind für den Künstler Materialien einer Kunst.

Unter dem Gesichtspunkt der Form ist die Kunst des Musikers der Typus aller Künste. Unter dem Gesichtspunkt des Gefühls ist die Schauspielkunst der Typus.

Alle Kunst ist zugleich Oberfläche und Symbol.

Wer unter die Oberfläche dringt, tut es auf eigene Gefahr.

Wer das Symbol entschlüsselt, tut es auf eigene Gefahr.

In Wirklichkeit spiegelt die Kunst den Betrachter und nicht das Leben.

Meinungsverschiedenheiten über ein Kunstwerk beweisen, daß das Werk neu, komplex und lebensnotwendig ist.

Wenn die Kritiker uneins sind, befindet sich der Künstler im Einklang mit sich selber.

Wir können einem Menschen verzeihen, daß er etwas Nützliches schafft, solange er es nicht bewundert. Die einzige Entschuldigung für die Schaffung eines unnützen Werkes besteht darin, daß man es unendlich bewundert.

Alle Kunst ist völlig unnützlich.

Oscar Wilde

1. KAPITEL

Das Atelier war erfüllt vom üppigen Duft der Rosen, und wenn der leichte Sommerwind durch die Bäume des Gartens fuhr, drang durch die offene Tür der schwere Geruch des Flieders oder der zartere Hauch des rosig blühenden Dornstrauches.

Von der Ecke aus konnte Lord Henry Wotton, der auf dem mit einer persischen Satteltaschendecke bezogenen Diwan lag und wie gewöhnlich unzählige Zigaretten rauchte, gerade noch die honigsüßen und honigfarbenen Blüten eines Goldregens erkennen, dessen zitternde Zweige kaum fähig zu sein schienen, eine so flammengleiche Schönheit zu tragen; und hin und wieder huschten die phantastischen Schatten vorbeifliegender Vögel über die langen Vorhänge aus Tussahseide, die vor das riesige Fenster gezogen waren, wodurch im Augenblick so etwas wie eine japanische Wirkung entstand und er sich an jene bleichen, jadegesichtigen Maler in Tokio erinnert fühlte, welche durch das Mittel einer Kunst, die notgedrungen unbeweglich ist, das Gefühl der Schnelligkeit und Bewegung zu erwecken versuchen. Das dumpfe Summen der Bienen, die sich einen Weg durch das hohe, ungemähte Gras bahnten oder mit monotoner Beharrlichkeit um die bestäubten goldenen Trichter des wuchernden Geißblatts kreisten, ließ die Stille noch bedrückender erscheinen. Das undeutliche Brausen Londons glich dem Bordunton einer fernen Orgel.

In der Mitte des Raumes stand, an einer aufrechten Staffelei befestigt, das lebensgroße Porträt eines jungen Mannes von ungewöhnlicher Schönheit, und davor saß, ein wenig abgerückt, der Maler selber, Basil Hallward, dessen plötzliches Verschwinden vor einigen Jahren soviel Aufsehen in der Öffentlichkeit erregt und zu so vielen merkwürdigen Mutmaßungen Anlaß gegeben hat.

Während der Maler die anmutige und hübsche Gestalt betrachtete, die seine Kunst so treffend wiedergegeben hatte, glitt ein heiteres Lächeln über sein Gesicht und schien dort zu verweilen. Doch plötzlich fuhr er auf, und indem er die Augen schloß, legte er die Finger auf die Lider, als ob er einen seltsamen Traum, aus dem er zu erwachen fürchtete, in seinem Gehirn einsperren wollte.

»Das ist Ihr bestes Werk, Basil, das Beste, was Sie je gemacht haben«, sagte Lord Henry müde. »Sie müssen es im nächsten Jahr unbedingt in die Grosvenor-Galerie schicken. Die Akademie ist zu groß und zu vulgär. Jedesmal wenn ich hinging, waren entweder so viele Leute da, daß ich die Bilder nicht sehen konnte, was gräßlich, oder so viele Bilder, daß ich die Leute nicht sehen konnte, was noch schlimmer war. Es kommt tatsächlich nur die Grosvenor in Frage.«

»Ich glaube nicht, daß ich es überhaupt irgendwo ausstellen werde«, erwiderte der andere und warf den Kopf auf jene komische Weise zurück, über die schon seine Freunde in Oxford gelacht hatten. »Nein: ich werde es nirgendwo ausstellen.«

Lord Henry zog die Brauen hoch und blickte ihn durch die feinen blauen Rauchkringel, die in so phantasievollen Windungen von seiner starken, opiumhaltigen Zigarette aufstiegen, verwundert an. »Nirgendwo ausstellen? Aber wieso denn nicht, mein Bester? Haben Sie dafür irgendeinen Grund? Was für komische Leute ihr Maler doch seid! Ihr setzt alles daran, euch einen Namen zu machen. Sobald ihr ihn dann habt, wollt ihr ihn wieder wegwerfen. Das ist töricht von euch, denn in der Welt ist nur eines schlimmer, als in aller Mund zu sein, nämlich dies: nicht in aller Mund zu sein. Ein Porträt wie das da würde Sie hoch über alle jungen Leute in England hinausheben und die alten ganz neidisch machen, sofern alte Leute überhaupt noch einer Empfindung fähig sind.«

»Ich weiß, Sie werden mich auslachen«, entgegnete er, »aber ich kann es wirklich nicht ausstellen. Ich habe zuviel von mir selber hineingelegt.«

Lord Henry streckte sich auf dem Diwan aus und lachte.

»Das habe ich ja gewußt; aber es ist dennoch wahr.«

»Zuviel von Ihnen selber hineingelegt! Auf mein Wort, Basil, ich hätte nicht gedacht, daß Sie so eitel sind; und ich sehe wirklich nicht die mindeste Ähnlichkeit zwischen Ihnen mit Ihrem groben, harten Gesicht und Ihrem kohlschwarzen Haar und diesem jungen Adonis, der ausschaut, als ob er aus Elfenbein und Rosenblättern geschaffen wäre. Ja, mein lieber Basil, er ist ein Narziß, und Sie – na ja, Sie haben natürlich ein Intellektuellengesicht und alles, was dazu gehört. Aber die Schönheit, die wahre Schönheit, hört da auf, wo ein intellektueller Gesichtsausdruck anfängt. Der Intellekt an sich ist eine Form der Übertreibung und zerstört die Harmonie eines jeden Gesichts. Sobald man sich hinsetzt, um nachzudenken, wird man ganz Nase oder ganz Stirn oder sonst etwas Abscheuliches. Sehen Sie sich doch die erfolgreichen Männer in den geistigen Berufen an! Wie ungemein häßlich sind sie allesamt! Ausgenommen natürlich die Kirchenmänner. Aber in der Kirche denkt man ja nicht. Ein Bischof sagt mit achtzig Jahren noch genau dasselbe, was er als Achtzehnjähriger gelernt hat, und die natürliche Folge davon ist, daß er stets ganz entzückend aussieht. Ihr geheimnisvoller junger Freund, dessen Namen Sie mir nie verraten haben, dessen Bildnis mich jedoch fasziniert, denkt niemals. Dessen bin ich völlig sicher. Er ist ein hirnloses, schönes Wesen, das im Winter immer hier sein sollte, wenn wir keine Blumen zum Anschauen haben, und auch immer im Sommer, wenn wir etwas brauchen, um unseren Geist abzukühlen. Geben Sie sich keinen Illusionen hin, Basil: Sie haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihm.«

»Sie verstehen mich nicht, Harry«, antwortete der Künstler. »Selbstverständlich sehe ich ihm nicht ähnlich. Das weiß ich sehr wohl. Ja, es täte mir leid, wenn ich ihm ähnelte. Sie zucken die Achseln? Ich sage Ihnen die Wahrheit. Es liegt ein Verhängnis über allen körperlichen und geistigen Vorzügen, das gleiche Verhängnis, das die unsicheren Schritte der Könige durch die Geschichte zu verfolgen scheint. Es ist besser,

man unterscheidet sich nicht von seinen Mitmenschen. Die Häßlichen und die Dummen sind in dieser Welt am besten dran. Sie können sich bequem hinsetzen und das Spiel begaffen. Sie wissen zwar nichts von Siegen, aber es bleibt ihnen auch erspart, die Niederlagen kennenzulernen. Sie leben dahin, wie wir alle leben sollten, ungestört, unbeteiligt und ohne Beunruhigung. Sie richten bei anderen kein Unheil an und bleiben auch stets von dem Unheil, das andere anrichten, verschont. Ihr Rang und Reichtum, Harry; meine geistigen Fähigkeiten, wie sie nun einmal sind – meine Kunst, gleichgültig wieviel sie taugen mag; Dorian Grays Wohlgestalt – wir alle müssen leiden für das, was die Götter uns geschenkt haben, entsetzlich leiden.«

»Dorian Gray? Heißt er so?« fragte Lord Henry, der durch das Atelier auf Basil Hallward zuing.

»Ja, so heißt er. Ich hatte nicht die Absicht, es Ihnen zu sagen.«

»Aber warum denn nicht?«

»Oh, ich kann es nicht erklären. Wenn ich jemanden sehr gern habe, verrate ich seinen Namen keinem Menschen. Das käme mir so vor, als gäbe ich einen Teil von ihm preis. Ich habe mich daran gewöhnt, die Verschwiegenheit zu lieben. Sie ist anscheinend das einzige, was uns das Leben heutzutage noch geheimnisvoll oder wunderbar machen kann. Das Alltäglichsie wird köstlich, wenn man es nur verbirgt. Wenn ich die Stadt verlasse, sage ich meinen Leuten nie, wohin ich fahre. Falls ich es täte, wäre mein ganzes Vergnügen dahin. Das ist eine dumme Angewohnheit, ich weiß, aber sie sorgt für ein gut Teil Romantik im Leben. Ich nehme an, Sie halten mich deswegen für schrecklich albern?«

»Durchaus nicht«, erwiderte Lord Henry, »durchaus nicht, mein lieber Basil. Sie scheinen zu vergessen, daß ich verheiratet bin, und der einzige Reiz der Ehe besteht darin, daß sie beide Partner zwingt, ein Leben der Verstellung zu führen. Ich weiß nie, wo meine Frau ist, und meine Frau weiß nie, was ich gerade tue. Wenn wir uns treffen – und wir treffen uns gelegentlich, wenn wir zusammen zum Essen eingela-

den sind oder zum Herzog aufs Land fahren –, erzählen wir einander mit dem ernstesten Gesicht die absurdesten Geschichten. Meine Frau kann das sehr gut – noch viel besser als ich. Sie bringt nie die Daten durcheinander, während mir das immer wieder passiert. Und wenn sie mir auf die Schliche kommt, regt sie sich gar nicht auf. Manchmal wünschte ich mir, sie täte es; aber sie lacht mich nur aus.«

»Ich mag es nicht, wie Sie über Ihre Ehe sprechen, Harry«, sagte Basil Hallward und schlenderte zu der Tür hinüber, die in den Garten führte. »Ich glaube, Sie sind im Grunde ein sehr guter Ehemann, aber Sie schämen sich Ihrer Tugenden. Sie sind ein seltsamer Kerl. Sie sagen nie etwas Moralisches und tun nie etwas Schlechtes. Ihr Zynismus ist nichts als Pose.«

»Natürlichkeit ist nichts als Pose, und zwar die aufreizendste Pose, die ich kenne«, rief Lord Henry lachend; und damit begaben sich die beiden jungen Männer zusammen hinaus in den Garten und machten es sich auf einer langen Bambusbank bequem, die im Schatten eines hohen Lorbeerbusches stand. Das Sonnenlicht glitt über die glänzenden Blätter. Im Gras zitterten weiße Gänseblümchen.

Nach einer Pause zog Lord Henry seine Uhr hervor. »Ich muß leider gehen, Basil«, murmelte er, »doch bevor ich gehe, bestehe ich darauf, daß Sie mir eine Frage beantworten, die ich Ihnen vorhin gestellt habe.«

»Welche meinen Sie?« sagte der Maler, die Augen fest auf den Boden gerichtet.

»Das wissen Sie ganz genau.«

»Nein, ich weiß es nicht, Harry.«

»Nun, dann will ich es Ihnen sagen. Ich möchte, daß Sie mir erklären, warum Sie das Bild von Dorian Gray nicht ausstellen wollen. Ich möchte den wahren Grund erfahren.«

»Ich habe Ihnen den wahren Grund genannt.«

»Nein, das stimmt nicht. Sie haben gesagt, es sei deswegen, weil zuviel von Ihnen selber darin steckt. Das ist doch kindisch.«

»Harry«, sagte Basil Hallward und sah ihm gerade ins Ge-

sicht, »jedes Porträt, das mit Gefühl gemalt wurde, ist ein Porträt des Künstlers, nicht des Porträtierten. Der Porträtierte ist nur Zufall, Anlaß. Nicht er wird vom Maler enthüllt; es ist vielmehr der Maler, der sich auf der farbigen Leinwand selber enthüllt. Der Grund, warum ich dieses Bild nicht ausstellen will, liegt darin, daß ich fürchte, ich habe in ihm das Geheimnis meiner eigenen Seele verraten.«

Lord Henry lachte. »Und was soll das sein?« fragte er.

»Ich will es Ihnen sagen«, entgegnete Hallward; aber in sein Gesicht trat ein Ausdruck der Verwirrung.

»Ich bin ganz Ohr, Basil«, fuhr sein Begleiter fort und blickte ihn an.

»Oh, da ist eigentlich nicht sehr viel zu erzählen, Harry«, antwortete der Maler; »und ich befürchte, Sie werden es kaum verstehen. Vielleicht werden Sie es kaum glauben.«

Lord Henry lächelte, beugte sich nieder, zupfte ein Gänseblümchen mit rosa Blütenblättern aus dem Gras und untersuchte es. »Ich bin ganz sicher, daß ich es verstehen werde«, erwiderte er, während er aufmerksam die kleine goldene, weißgefiederte Scheibe betrachtete, »und was das Glauben angeht, so kann ich alles glauben, vorausgesetzt, daß es ganz ungläubhaft ist.«

Der Wind schüttelte einige Blüten von den Bäumen, und die schweren, dichtbesterntesten Fliedertrauben bewegten sich in der lauen Luft hin und her. Eine Heuschrecke begann an der Mauer zu zirpen, und gleich einem blauen Faden schwebte eine langgestreckte, schlanke Libelle auf ihren braunen Gazeflügeln vorüber. Lord Henry meinte, er könne Basil Hallwards Herz klopfen hören, und wartete gespannt darauf, was jetzt kommen würde.

»Die Geschichte ist einfach die«, sagte der Maler nach einer Weile. »Vor zwei Monaten ging ich zu einem großen Empfang bei Lady Brandon. Sie wissen, wir armen Künstler müssen uns von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft zeigen, nur um die Öffentlichkeit daran zu erinnern, daß wir keine Wilden sind. Wie Sie mir einmal gesagt haben, kann jeder, sogar ein Börsenmakler, mit Abendanzug und weißer Kra-

watte in den Ruf kommen, Kultur zu besitzen. Nun, nachdem ich zehn Minuten im Raum war und mit imposanten aufgetakelten Witwen und langweiligen Akademiemitgliedern geredet hatte, merkte ich, daß mich jemand anblickte. Ich drehte mich halb um und sah Dorian Gray zum erstenmal. Als unsere Augen einander begegneten, spürte ich, wie ich blaß wurde. Ein sonderbares Gefühl des Entsetzens überfiel mich. Ich wußte, ich stand hier einem Menschen gegenüber, dessen bloße Persönlichkeit so faszinierend war, daß sie sich, falls ich es zuließe, meines ganzen Wesens, meiner ganzen Seele, ja sogar meiner Kunst bemächtigen würde. Ich wollte keinen Einfluß von außen auf mein Leben zulassen. Sie wissen selbst, Harry, wie unabhängig ich von Natur aus bin. Ich bin stets mein eigener Herr gewesen; zumindest war ich es immer, bis ich Dorian Gray begegnete. Dann – aber ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll. Irgend etwas schien mir zu sagen, daß ich am Rande einer furchtbaren Krise in meinem Leben stand. Ich hatte das sonderbare Gefühl, daß das Schicksal erlesene Freuden und erlesene Leiden für mich bereithielt. Ich bekam es mit der Angst zu tun und wandte mich zum Gehen. Nicht das Gewissen hat mich dazu bewogen: es war eine Art Feigheit. Ich bilde mir nichts darauf ein, daß ich zu fliehen versuchte.«

»Gewissen und Feigheit sind im Grunde ein und dasselbe, Basil. Gewissen ist nur der eingetragene Name der Firma. Das ist alles.«

»Das glaube ich nicht, Harry, und ich glaube, daß Sie es ebensowenig glauben. Doch welches Motiv ich auch hatte – es könnte auch Stolz gewesen sein, denn ich war früher sehr stolz –, jedenfalls strebte ich auf die Tür zu. Dabei lief ich natürlich Lady Brandon in die Arme. ›Sie wollen doch nicht schon so bald davonlaufen, Mr. Hallward?‹ kreischte sie. Sie kennen doch ihre merkwürdig schrille Stimme?«

»Gewiß; sie ist ein Pfau in jeder Hinsicht, nur nicht in puncto Schönheit«, sagte Lord Henry, der das Gänseblümchen mit seinen langen, nervösen Fingern zerpflückte.

»Ich konnte sie nicht abschütteln. Sie führte mich zu kö-

niglichen Hoheiten und zu Leuten mit Ordenssternen und Hosenbändern und zu ältlichen Damen mit riesigen Diademen und Papageiennasen. Sie sprach von mir wie von ihrem besten Freund. Ich war ihr vorher erst einmal begegnet, aber sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, mich überall herumzureichen. Ich glaube, gerade damals hatte ein Bild von mir großen Erfolg gehabt, zumindest hatten die Boulevardzeitungen allerlei Geschwätz darüber gebracht, was ja im neunzehnten Jahrhundert der Maßstab der Unsterblichkeit ist. Plötzlich stand ich von Angesicht zu Angesicht dem jungen Mann gegenüber, dessen Erscheinung mich so seltsam berührt hatte. Wir waren einander ganz nahe, fast hätten wir uns berührt. Unsere Blicke trafen sich wieder. Es war leichtfertig von mir, aber ich bat Lady Brandon, sie möge mich ihm vorstellen. Vielleicht war es doch nicht so leichtfertig. Es war einfach unvermeidlich. Wir hätten auch ohne förmliche Vorstellung miteinander gesprochen. Das ist gewiß. Dorian sagte es mir hinterher. Auch er spürte, daß es uns bestimmt war, einander kennenzulernen.«

»Und wie hat Lady Brandon diesen wunderbaren jungen Mann beschrieben?« fragte sein Gefährte. »Ich weiß, sie ist ganz versessen darauf, von all ihren Gästen rasch ein *précis* zu geben. Ich entsinne mich, wie sie mich einmal zu einem widerwärtigen alten Herrn mit rotem Gesicht hinführte, der über und über mit Orden und Bändern bedeckt war, und wie sie mir dabei in einem tragischen Flüsterton, der für alle Anwesenden sehr gut hörbar war, die erstaunlichsten Einzelheiten ins Ohr zischelte. Ich bin einfach weggelaufen. Ich komme gern von selbst darauf, was mit den Leuten los ist. Aber Lady Brandon behandelt ihre Gäste genauso wie ein Auktionator seine Waren. Sie erklärt sie entweder so gründlich, bis von ihnen nichts mehr übrigbleibt, oder sie erzählt einem alles über sie, nur das nicht, was man wissen will.«

»Die arme Lady Brandon! Sie gehen zu streng mit ihr ins Gericht, Harry«, sagte Hallward zerstreut.

»Mein Lieber, sie wollte einen *salon* gründen, und dabei hat sie nur ein Restaurant eröffnet. Wie könnte ich sie da be-

wundern? Doch sagen Sie mir, was sie über Mr. Gray erzählt hat!«

»Oh, so etwas wie ›Reizender Junge – seine gute arme Mutter und ich waren einfach unzertrennlich. Hab ganz vergessen, was er macht – fürchte, er tut gar nichts – ach ja, spielt Klavier – oder ist es die Geige, mein lieber Mr. Gray?‹ Wir konnten uns beide das Lachen nicht verbeißen und wurden auf der Stelle Freunde.«

»Lachen ist gar kein schlechter Anfang für eine Freundschaft und bestimmt ihr bestes Ende«, sagte der junge Lord und pflückte noch ein Gänseblümchen.

Hallward schüttelte den Kopf. »Sie wissen nicht, was Freundschaft ist, Harry«, murmelte er, »und auch nicht, was Feindschaft ist. Sie haben alle Leute gern; das heißt, daß Ihnen alle gleichgültig sind.«

»Wie schrecklich ungerecht von Ihnen!« rief Lord Henry, schob seinen Hut zurück und blickte zu den kleinen Wolken empor, die wie schimmernde weiße Seidensträhnen durch das hohle Türkis des Sommerhimmels trieben. »Ja, schrecklich ungerecht von Ihnen. Ich mache zwischen den Leuten große Unterschiede. Ich wähle meine Freunde nach ihrem guten Aussehen, meine Bekannten nach ihrem guten Charakter und meine Feinde nach ihrem guten Verstand. Man kann bei der Auswahl seiner Feinde gar nicht vorsichtig genug sein. Ich habe keinen einzigen, der ein Dummkopf wäre. Es sind lauter Männer mit einigen geistigen Fähigkeiten, und infolgedessen schätzen sie mich alle. Ist das sehr eitel von mir? Ja, ich glaube, es ist ziemlich eitel.«

»Das meine ich auch, Harry. Doch nach Ihrer Einteilung wäre ich nur ein Bekannter.«

»Mein guter alter Basil, Sie sind viel mehr als ein Bekannter.«

»Und viel weniger als ein Freund. Wohl so etwas wie ein Bruder, wie?«

»Ach, Brüder! Für Brüder habe ich nichts übrig. Mein ältester Bruder will nicht sterben, und meine jüngeren Brüder tun offenbar nichts anderes.«

»Harry!« rief Hallward stirnrunzelnd aus.

»Mein Lieber, ich meine das nicht so ganz ernst. Aber ich kann mir nicht helfen: ich verabscheue meine Verwandten. Ich glaube, das kommt daher, daß keiner von uns andere Leute ausstehen kann, die dieselben Fehler haben wie wir. Ich habe durchaus Verständnis für die Wut der englischen Demokraten auf all das, was sie die Laster der höheren Stände nennen. Die Massen meinen, daß Trunksucht, Dummheit und Unmoral ihr Spezialgebiet bleiben sollten und daß unsereiner, wenn er sich danebenbenimmt, in ihrem Revier wildert. Als damals der arme Southwark vor das Scheidungsgericht kam, war ihre Empörung ganz großartig. Und dennoch glaube ich kaum, daß auch nur zehn Prozent des Proletariats ein einwandfreies Leben führen.«

»Ich bin mit keinem Wort, das Sie gesagt haben, einverstanden; mehr noch, Harry, ich glaube, daß Sie es selber auch nicht sind.«

Lord Henry strich sich über den spitzen braunen Bart und klopfte mit seinem quastengeschmückten Ebenholzstock auf die Kappe seines Lackschuhs. »Wie typisch englisch Sie doch sind, Basil! Diese Bemerkung machen Sie jetzt schon zum zweitenmal. Wenn man einem echten Engländer eine Idee vorträgt – was freilich immer eine Unvorsichtigkeit ist –, fällt ihm nicht im Traum ein zu prüfen, ob sie richtig oder falsch ist. Das einzige, was ihm wichtig erscheint, ist die Frage, ob man selber daran glaubt. Nun hat aber der Wert einer Idee nicht das geringste mit der Aufrichtigkeit dessen zu tun, der sie von sich gibt. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß die Idee um so geistvoller sein wird, je unaufrichtiger der Betreffende ist, denn in diesem Fall färben weder seine Bedürfnisse noch seine Wünsche oder seine Vorurteile auf sie ab. Doch ich habe nicht vor, mit Ihnen über Politik, Soziologie oder Metaphysik zu diskutieren. Mir sind Menschen lieber als Prinzipien, und Menschen ohne Prinzipien sind mir lieber als alles andere auf der Welt. Erzählen Sie mir mehr von Mr. Dorian Gray. Wie oft sehen Sie ihn?«

»Jeden Tag. Ich wäre unglücklich, wenn ich ihn nicht jeden Tag sehen könnte. Er ist für mich einfach unentbehrlich.«

»Wie sonderbar! Ich glaubte, Sie hätten für nichts anderes Interesse als für Ihre Kunst.«

»Er ist jetzt für mich die ganze Kunst«, sagte der Maler ernst. »Manchmal denke ich, Harry, daß es in der Weltgeschichte nur zwei Epochen von einiger Bedeutung gibt. Die erste ist das Auftauchen einer neuen Persönlichkeit in der Kunst. Was für die Venezianer die Erfindung der Ölmalerei war, das war das Gesicht des Antinous für die spätgriechische Plastik, und das wird das Gesicht des Dorian Gray eines Tages für mich sein. Nicht nur, daß ich ihn male, ihn zeichne, ihn skizziere. Natürlich habe ich das alles getan. Aber er bedeutet mir mehr als ein Modell oder jemand, der mir sitzt. Ich will damit nicht sagen, daß ich mit dem, was ich von ihm gemacht habe, unzufrieden wäre oder daß seine Schönheit so geartet sei, daß die Kunst sie nicht auszudrücken vermöge. Es gibt nichts, was die Kunst nicht ausdrücken könnte, und ich weiß, daß die Arbeiten, die ich seit meiner Begegnung mit Dorian Gray gemacht habe, gut sind, ja die besten, die ich je in meinem Leben geschaffen habe. Doch auf eine seltsame Weise – ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden – hat mir seine Persönlichkeit eine völlig neue Kunstform, einen völlig neuen Stil offenbart. Ich sehe die Dinge anders, ich fasse sie anders auf. Ich kann jetzt das Leben auf eine Weise neu gestalten, die mir früher verschlossen war. ›Ein Traum der Form in einer Zeit des Denkens‹ – von wem stammt dieser Ausspruch? Ich habe es vergessen; aber genau das bedeutet Dorian Gray für mich. Die bloße sichtbare Gegenwart des Jungen – denn er wirkt auf mich kaum anders als ein Junge, obgleich er tatsächlich schon über zwanzig ist –, seine bloße sichtbare Gegenwart – ah! Ob Sie sich wohl vorstellen können, was das alles bedeutet? Unbewußt enthüllt er mir die Umrisse einer neuen Kunstrichtung, einer Kunstrichtung, die alle Leidenschaft des romantischen Geistes, alle Vollkommenheit des griechischen Geistes in sich schließt. Die Harmonie von Seele und Leib – wieviel

ist das! Wir haben in unserem Wahnsinn die beiden getrennt und einen Realismus erfunden, der vulgär, eine Idealität, die hohl ist. Harry! wenn Sie wüßten, was mir Dorian Gray bedeutet! Erinnern Sie sich noch an mein Landschaftsbild, für das mir Agnew einen so hohen Preis geboten hat und von dem ich mich trotzdem nicht trennen wollte? Es ist eine der besten Arbeiten, die ich jemals gemacht habe. Und warum? Weil Dorian Gray neben mir saß, als ich daran malte. Irgend-eine subtile Wirkung ging von ihm auf mich über, und zum erstenmal in meinem Leben erkannte ich in der schlichten Waldlandschaft das Wunder, nach dem ich immer Ausschau gehalten und das sich mir immer entzogen hatte.«

»Basil, das ist großartig! Ich muß Dorian Gray kennenlernen.«

Hallward erhob sich und ging im Garten auf und ab. Nach einiger Zeit kam er zurück. »Harry«, sagte er, »Dorian Gray ist für mich nichts weiter als ein künstlerisches Motiv. Vielleicht finden Sie gar nichts an ihm. Ich finde alles in ihm. Er ist in meinem Werk niemals gegenwärtiger, als wenn sein Bild nicht in ihm erscheint. Er ist, wie gesagt, die Anregung einer neuen Kunstform. Ich finde ihn in einer bestimmten Linienführung wieder, in der Lieblichkeit und Feinheit bestimmter Farben. Das ist alles.«

»Warum stellen Sie dann sein Porträt nicht aus?« fragte Lord Henry.

»Weil ich, ohne es zu wollen, einen Ausdruck all dieser seltsamen künstlerischen Vergötterung hineingelegt habe, von der ich ihm selbstverständlich nie erzählt habe. Er hat von alledem keine Ahnung. Er soll niemals etwas davon erfahren. Aber die Leute könnten es erraten; und ich will nicht meine Seele vor ihren oberflächlichen, zudringlichen Blicken entblößen. Sie sollen mein Herz nicht unter ihr Mikroskop legen. In dem Bild steckt zuviel von mir selber, Harry – zuviel von mir selber!«

»Die Dichter haben da nicht so viele Skrupel wie Sie. Sie wissen, wie sehr Leidenschaft den Absatz fördert. Heutzutage bringt es ein gebrochenes Herz auf viele Auflagen.«

»Deswegen hasse ich sie«, rief Hallward. »Ein Künstler sollte Schönes schaffen, aber nichts von seinem eigenen Leben hineinlegen. Wir leben in einer Zeit, in der die Menschen von der Kunst erwarten, sie solle eine Art Autobiographie sein. Wir haben den abstrakten Schönheitssinn verloren. Eines Tages werde ich der Welt zeigen, was das ist; und aus diesem Grund soll die Welt niemals mein Dorian-Gray-Porträt sehen.«

»Ich meine, Sie haben unrecht, Basil, doch ich will mit Ihnen nicht streiten. Nur geistig Heruntergekommene streiten. Sagen Sie mir: liebt Dorian Gray Sie sehr?«

Der Maler dachte ein paar Augenblicke nach. »Er hat mich gern«, erwiderte er nach einer Pause; »ich weiß, daß er mich gern hat. Natürlich schmeichle ich ihm schrecklich. Es bereitet mir eine merkwürdige Freude, ihm Dinge zu sagen, von denen ich weiß, daß sie mir hinterher leid tun werden. Im allgemeinen ist er reizend zu mir, und wir sitzen im Atelier und reden über tausend Dinge. Doch bisweilen ist er furchtbar rücksichtslos, und es scheint ihm richtig Vergnügen zu machen, mir weh zu tun. Dann habe ich das Gefühl, Harry, daß ich meine ganze Seele einem Menschen hingegeben habe, der sie behandelt wie eine Blume, die man sich ins Knopfloch steckt, wie einen Schmuck zur Befriedigung seiner Eitelkeit, einen Zierat für einen Sommertag.«

»Im Sommer, Basil, währen die Tage lange«, murmelte Lord Henry. »Vielleicht werden Sie schneller müde als er. Es ist traurig, wenn man es bedenkt, aber das Genie überdauert die Schönheit. Das erklärt, warum wir alle so bestrebt sind, uns übermäßig zu bilden. Im wilden Kampf ums Dasein brauchen wir etwas, was Dauer hat, und deshalb stopfen wir unseren Geist mit Plunder und Tatsachen voll, in der törichtesten Hoffnung, unseren Platz behaupten zu können. Der durch und durch wohlinformierte Mensch – das ist das moderne Ideal. Doch der Geist des durch und durch wohlinformierten Menschen ist etwas Abscheuliches. Es ist ein Trödelladen; lauter Scheußlichkeiten und Staub, und jedes Stück ist über seinem wahren Wert ausgezeichnet. Jedenfalls

glaube ich, daß Sie eher müde werden. Eines Tages werden Sie Ihren Freund anschauen und feststellen, daß die Linien nicht ganz stimmen, oder sein Farbton gefällt Ihnen nicht, oder sonst etwas. Sie werden ihm in Ihrem Herzen bittere Vorwürfe machen und allen Ernstes denken, daß er sich Ihnen gegenüber sehr schlecht benommen hat. Wenn er Sie dann das nächstmal besucht, werden Sie vollkommen kalt und gleichgültig sein. Das ist sehr schade, denn es wird Sie verändern. Was Sie mir erzählt haben, ist eine Romanze, ja man könnte es eine Romanze der Kunst nennen, und das Schlimmste, was einem geschehen kann, wenn man eine Romanze irgendwelcher Art erlebt hat, ist dies, daß man so unromantisch zurückbleibt.«

»Harry, so dürfen Sie nicht reden. Solange ich lebe, wird mich die Persönlichkeit Dorian Grays beherrschen. Sie können nicht empfinden, was ich empfinde. Sie ändern sich zu oft.«

»Ach, mein lieber Basil, gerade deshalb kann ich es empfinden. Wer treu ist, kennt nur die triviale Seite der Liebe: die Treulosen kennen die Tragödien der Liebe.« Und damit strich Lord Henry an einem zierlichen Silberetui ein Zündholz an und begann mit einer so selbstgefälligen und zufriedenen Miene eine Zigarette zu rauchen, als ob er die ganze Welt in einer Sentenz zusammengefaßt hätte. Tschilpende Sperlinge raschelten im grün lackierten Laub des Efeus, und die blauen Wolkenschatten jagten einander wie Schwalben auf dem Rasen. Wie angenehm war es jetzt im Garten! Und wie köstlich waren doch die Gefühlsregungen anderer Leute! – viel köstlicher noch als ihre Gedanken, so schien es ihm. Die eigene Seele und die Leidenschaften seiner Freunde – das waren die faszinierenden Dinge im Leben. Er malte sich innerlich amüsiert das langweilige Mittagessen aus, das er versäumt hatte, weil er so lange bei Basil Hallward geblieben war. Wäre er zu seiner Tante gegangen, dann hätte er dort bestimmt Lord Goodbody getroffen, und die ganze Konversation hätte sich um die Speisung der Armen und die Notwendigkeit von vorbildlichen Wohnheimen gedreht. Jeder